

500 Jahre Reformation in der Kirche Zürich Paulus am 5. November 2017

## Weil wir Grund haben

Liebe Festgemeinde

Paulus schreibt im ersten Brief an die Gemeinde in Korinth, und zur Lesung des Predigttextes bitte ich Sie aufzustehen:

*Wir sind also Gottes Mitarbeiter. Und ihr seid Gottes Ackerland – oder besser: Gottes Bauwerk. Weil Gott mich in seiner Gnade dazu befähigt hat, konnte ich als weiser Bauleiter das Fundament legen. Jetzt baut ein anderer darauf weiter. Aber jeder muss aufpassen, wie er weiterbaut. **Denn niemand kann ein anderes Fundament legen als das, das schon gelegt ist. Und das ist Jesus Christus.***

Bitte bleiben Sie noch einen Moment stehen. Und spüren Sie: *Worauf* stehen Sie?

Zunächst auf Ihren Beinen und Füßen, in Ihren Schuhen: Ihre ganz persönliche Lebensgeschichte und Ihre individuelle Lebensweise. Ihr Leben.

Darunter der Boden dieser Pauluskirche. Am 14. Januar 1933 eingeweiht, in einem stark wachsenden Quartier, für 1400 Besucher gebaut, mit dem grössten Geläute der Stadt Zürich. Was für ein Anspruch, auf dem wir stehen! Unsere Kirche.

Die Kirche steht auf dem selben Baugrund wie die benachbarte katholische Kirche „Bruder Klaus“. Niklaus von Flüe und die Reformatoren Zwingli, Luther, Bullinger und Calvin. Wir stehen auf demselben Boden des christlichen Glaubens. Unser Glaube.

Darunter das Gelände des Milchbuck, wie der Buckel zwischen zwei Waldhügeln mit Grasland für Milchvieh genannt wird, früher bewirtschaftet von Bauern, geformt vom Linth-Gletscher. Unsere Welt.

Mein Leben, unsere Kirche, unser Glaube, unsere Welt: mit einem stillen Dank an den Schöpfer bitte ich Sie, sich wieder hinzusetzen.

Liebe Gemeinde: Glaube beginnt mit Dank. „Was hast du, das du nicht empfangen hast?“ fragt Paulus im gleichen Brief die Korinther. Zwar sagt man auch „Not lehrt beten“. Ich glaube aber, dass das Bewusstsein, dass es da noch etwas anderes, Höheres gibt, mit dem Dank anfängt, anfangen soll. Eine Geburt. Ein wunderbarer Herbsttag. Ein Erfolg. „Wenns

di fascht verjagt vor Fröid.“ Und du dir bewusst wirst: Das ist nicht einfach nur meine Leistung, sondern ich verdanke es. Das Problem des Mitgliederschwunds der Kirchen ist nicht, dass es den Menschen zu gut geht. Manchmal sagen mir Leute: Wart nur, bis es den Menschen wieder schlechter geht, dann kommen sie schon zurück. Aber wir wollen den Menschen doch nicht wünschen, dass es ihnen schlecht geht, nur damit es der Kirche gut geht. Das wahre Problem ist vielmehr, so meine ich, dass in Zeiten, in denen es uns gut geht, wir die Dankbarkeit vergessen. Wir fragen schon gar nicht mehr wie Luther nach dem gnädigen Gott, sondern klopfen uns in Selbstgerechtigkeit auf die eigene Schulter. Und dabei muss man nicht nur dankbar sein für das Leben an sich. Ein mir nahestehender Mensch hat mich gelehrt, auch dankbar zu sein, dass man arbeiten kann. Und dass es meine Mitmenschen gut mit mir meinen, mich aushalten, mich fördern. Wenn wir das tief in uns spüren, dann stehen wir auf dem Boden der Gnade Gottes, **sol, sola gratia!**

Deshalb beginnt unsere Liturgie mit der „Anbetung“, in gewissen Kirchen nennt man das „worshippen“, aber wir haben es auch in unserer Tradition. Geben wir dem Lob Gottes und dem Dank Raum. Und dann, in der Tat, wenn es irgendwo ein Ereignis gibt, gar eine Katastrophe, auch dann versammeln sich Menschen in einer Kirche, weil wir auch dafür Raum haben, die rechten Worte finden, ja selbst die Stille aushalten. Unsere Kirche ist deshalb nach wie vor sehr gefragt in der Seelsorge, etwa im Notfall, im Spital, im Gefängnis, im Todesfall. Den wir übrigens *Ab-dankung* nennen. Es ist das, was viele Menschen von Kirche erwarten, zu Recht: Dass sie dann da ist, wenn es einem schlecht geht. Und dafür sollten wir nicht alles mit Vermietung und Arbeit vollstopfen, sondern Raum und Zeit offen halten. So kann aus der Dankbarkeit auch Hilfe entstehen. Auch die gibt der Kirche eine grosse Glaubwürdigkeit in der Gesellschaft. Seelsorge und die praktische Nächstenliebe, die Diakonie, wie wir sie nennen. Und dabei lassen wir uns bewegen und inspirieren von dem, der auf einzigartige Weise die Liebe Gottes den Menschen nahe gebracht hat. So eindrücklich, dass Menschen zum Glauben gekommen sind, dass Gott selbst in ihm Mensch geworden ist. Jesus, der Messias, der Christus !

Wir heissen *christliche* Kirchen, nach diesem Christus. Christus ist aber kein abstraktes Prinzip oder eine leere Formel, sondern Gott, der Mensch wird. Und das Kreuz ist kein Machtzeichen oder Schmuckstück, sondern die Zusage, dass Gott auch im extremsten Lebensschicksal, ja selbst, wenn man sich von Gott verlassen fühlt, da bleibt. In Jesus dem Christus kommen sich Gott und Mensch nahe. Deshalb sagen wir in der Zürcher Kirche, dass die Kirche der Zukunft *nahe*, vielfältig und profiliert sei. Die St.Galler Kirche nennt ihre Vision „*nahe* bei Gott – *nahe* bei den Menschen“. Die Berner Kirche formuliert ihre Vision 21 „Von Gott bewegt – den Menschen verpflichtet.“ Theologisch steht dahinter die dogmatische

Formel des Konzils von Chalcedon, dass Jesus „wahrer Mensch und wahrer Gott“ sei. Das ist das Fundament, das gelegt ist, Jesus Christus!

Nur kann man heute den Menschen so ein Dogma kaum noch erklären und noch weniger beweisen wollen. Jesus sei der einzige Weg, Jesus die universale Antwort, Jesus das einzige Fundament. Das wäre Fundamentalismus, der seinen Anspruch oft mit Macht und Gewalt durchzusetzen versucht. In einer multikulturellen und multireligiösen Welt ist nicht die Wahrheit einer Religion, sondern die Vielfalt des Glaubens und des Nichtglaubens Tatsache. Das bedeutet für uns als christliche Kirche nun aber gerade nicht, dass wir unser Bekenntnis zu Christus relativieren oder gar aufgeben. Ganz im Gegenteil: **solus Christus** ! Wir sind als Einzelne und als Gemeinschaft erst recht gefragt, den Glaubensboden, auf dem wir stehen, zu bezeugen und zu begründen. Weil wir Grund haben.

Und den finden wir immer wieder neu im Studium der Heiligen Schrift, durch die Bibel, **sola scriptura**. Das war und ist die Begeisterung der Reformation. Zwingli schreibt bewegend: *«Man muss ... das edle Angesicht Christi, das von belastender menschlicher Überlieferung übertüncht, entstellt und verschmiert worden ist, wieder reinigen und säubern. Dann wird uns Christus wieder lieb. Wir spüren dann, dass sein Joch sanft ist und seine Lasten leicht»* (Zwingli Schriften, Bd. I, S. 70) Das Evangelium in den Evangelien ist die Mitte der Schrift, weil es uns Jesus Christus lieb macht. Aus der ganzen Schrift erfahren wir fundamentales über Gott und uns Menschen. Es wäre aber ein Missverständnis zu meinen, die Schrift an sich sei schon klar, man könne sie einfach befolgen. Es geht nicht darum, dass wir der *Bibel* glauben. Sondern dass sie uns die Augen für Gott, der uns nahe kommen will, öffnet. Deshalb wollen wir sie lesen, und auslegen, je für sich und gemeinsam, interpretieren und anwenden auf unser Leben als Einzelne und als Gemeinschaft. Und weil wir viele sind, gibt es viele Blickwinkel auf Gott und das Leben. So, wie es nicht nur ein Evangelium gibt, sondern vier, nicht nur einen Reformator, sondern allein vor dieser Kirche vier! Und darunter ist erst noch keine Frau, obwohl es sogar damals schon Reformatorinnen gab, wie uns letzten Sonntag Catherine McMillan im Wort zum Sonntag aufklärte. Jahrhunderte später erst hat das auch unsere Kirche erkannt, aus der Schrift heraus, die in dieser Frage freilich widersprüchlich scheint. Neue Fragen führen zu neuen Sichtweisen auch der Bibel. Wir lesen und glauben heute: *In Christus ist weder Mann noch Frau, vielmehr sind wir eins in Christus*. So schrieb schon Paulus an die Gemeinden in Galatien! Und darüber müssen wir als Gemeinschaft debattieren, als Kirchen entscheiden und bekennen. Das ist nicht Anpassung an den Zeitgeist, sondern tiefe Erkenntnis aus dem Evangelium. Und das hat dann auch praktische und rechtliche Konsequenzen, dass wir alle gleich berechtigt sind. So hat die Weltgemeinschaft reformierter Kirchen dieses Jahr beschlossen, dass die

Frauenordination in allen Kirchen gelten solle. Die neue Verfassung der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz sagt dazu unmissverständlich: „Niemand darf diskriminiert werden, namentlich nicht wegen des Geschlechts, der Herkunft, dem Alter, der Sprache, der Lebensform oder einer Behinderung!“ Das ist Reformation auch heute noch!

In einer globalen und medialen Welt braucht es ein gemeinsames Bekenntnis, aber als Individuen können wir uns nicht dahinter verstecken, sondern müssen auch persönlich hinstehen. Das wurde mir selber letzte Woche in einer Weiterbildung bewusst, in der ich einen Tag in einem Zen-Zentrum verbrachte. Es gebe tausend Wege, sagte die Zen-Meisterin. Diese Offenheit schätzte ich. Und zugleich wurde mir bewusst, dass *mein* Weg seit über 40 Jahren der des Glaubens an Jesus Christus ist. Freilich auf verschiedene Weise. Zu Beginn faszinierte mich der Anspruch auf Nachfolge, also ein Jünger Jesus zu sein, zu beten und Bibel zu lesen und seinen Worten zu gehorchen. Da war ich manchmal sehr streng, mit mir und mit anderen. Aber es gab mir auch eine Freiheit gegenüber den Ansprüchen anderer. Ich getraute mich *quer zu denken*. Jünger sein kann man auch noch, wenn man älter wird, und so wurde mir später bewusst, dass es gilt, diese Freiheit nun auch selber zu leben und zuzugestehen. Und *frei zu handeln*, mich dafür einzusetzen, dass die Gesellschaft freier und gerechter wird. Manchmal packt mich auch heute die Leidenschaft für Gerechtigkeit. Etwa wenn ich lese, dass allein im letzten Jahr in der Schweiz die Superreichen 17% reicher geworden sind! Und dann lehnt das Zürcher Volk die Sozialhilfe an vorläufig Aufgenommene ab... Aber dann versuche ich wieder, mich meinen Mitmenschen in Liebe und Geduld zuzuwenden und die Hoffnungen und Ängste zu verstehen. Das gelingt mir oft nicht und bleibt die grösste Herausforderung für mich. Gerade meine Nächsten und Liebsten wissen, was ich meine, und deshalb brauche ich jeden Tag *neu Glauben*. **Sola fide**.

Glaube bedeutet nicht bloss ein Fürwahrhalten, wie man immer wieder meint und uns entweder belächelt oder testet, etwa „glaubst du an die Auferstehung?“. Vielmehr glauben wir nicht *an* Gott, sondern wir *glauben* Gott. Ich glaube, dass Christus mich tröstet im Leben, und dann hoffentlich auch im Sterben. Und wir vertrauen den Menschen. Zwar warnt uns die Bibel davor, den falschen Menschen zu vertrauen. „Wohl dem, der nicht sitzt im Kreis der Spötter“, haben wir vom Chor gehört. Aber vertrauen wir wenigstens einander als Christenmenschen, als Brüder und Schwestern? Oder anders herum: Wenn wir einander nicht glauben, warum sollten es die Menschen tun? Darin sehe ich die wahre Glaubwürdigkeitskrise der Kirchen. Vielerorts herrscht ein Geist des Misstrauens, der Eifersucht, des Argwohns. Das steckt tief in uns drin, die Reformation selber hat ja zu vielen Trennungen geführt. Öffentliches Streiten und Debattieren gehört zu den Protestanten, sie

brauchen die Reibung, um einander warm zu geben..., aber doch bitte wenigstens auf der Grundlage des gegenseitigen Respekts, dass eine Jede und ein Jeder versucht, am Bau Gottes aufzubauen und auf dem Ackerfeld Gottes zu arbeiten. Denn Vielfalt ist etwas Gutes, schauen wir in die Schöpfung. Derselbe Geist Gottes, der diese profilierte Vielfalt, diese Diversität schafft, der will in uns auch die Einheit bewirken. Einheit in Vielfalt! Wir brauchen künftig einen Geist des Vertrauens, der Versöhnung und der Gemeinsamkeit. Dann können wir auch als Minderheitskirche eine gesellschaftliche Kraft sein!

Bei den Thesen, die die Theologie-Studierenden gesagt haben, hat mich der letzte Satz überrascht und berührt. Da sagte „Luther“: „Und hören erst einmal zu! - und dann mischen wir auf!“ Danke, dass ihr zugehört habt! Und darum: Hören wir *euch* zu?! Hören wir *einander* zu? Hören wir auf die Anliegen der Menschen, in denen Christus uns begegnet? Gehen wir dem auf den Grund, was einen tief in der Seele bewegt? Wenn wir auf die Menschen hören, braucht es da und dort auch neue Formen. Sind wir für die *Menschen* da, oder pferchen wir sie in *unsere* Formen, Bänke und Strukturen? Könnten wir die Kirche auch einmal neu erfinden, wenigstens an einzelnen Orten? Ich träume noch immer von einer Kirche, in der man einander zuruft: Sag etwas, wag etwas, was brauchst du? In der wir nicht nur Konzepte verlangen und Budgets kontrollieren, sondern Budgets auch bewilligen und Konzepte in die Tat umsetzen! In der ein neuer „spirit“ entsteht, der einander Mut macht.

Und nun fehlt nur noch das berühmte Zwingli-Zitat. Stattdessen lasse ich jemanden zu Wort kommen, den Sie nicht unbedingt am Schluss einer Reformationspredigt erwarten. Papst Franziskus:

*Der Heilige Geist drängt uns dazu, unseren geschützten Raum zu verlassen, und er führt uns in die Randgebiete der Menschheit/(des Menschseins). All das ist in der Kirche aber nicht dem Zufall, der Improvisation überlassen. Es erfordert das Engagement aller für einen Pastoralplan, der an das Wesentliche erinnert und genau auf das Wesentliche ausgerichtet ist, das heisst auf Jesus Christus. Es ist nicht notwendig, sich in vielen nebensächlichen oder überflüssigen Dingen zu verlieren, sondern man muss sich auf die grundlegende Wirklichkeit konzentrieren, die die Begegnung mit Christus ist, mit seiner Barmherzigkeit, mit seiner Liebe, und die Mitmenschen so zu lieben, wie er uns geliebt hat.... Ein Plan, der von der Kreativität und Phantasie des Heiligen Geistes beseelt wird, der uns auch dazu drängt, mutig neue Wege einzuschlagen!* (Papst Franziskus an die Teilnehmer der Vollversammlung des Päpstlichen Rats zur Förderung der Neuevangelisierung – 14. Oktober 2013, in Rudolf Vögele „Die ausgetretene Kirche“, S. 85, TVZ 2017) Amen